

Johanna Reiss  
Und im Fenster der Himmel

*Johanna Reiss* wuchs in Holland auf. Heute lebt sie in New York, wo sie als Redakteurin an einer Zeitschrift mitarbeitet. Ursprünglich hatte Johanna Reiss die Geschichte ihrer Kindheit für ihre beiden Töchter aufgeschrieben. Ein amerikanischer Verleger fand sie so wichtig, dass er sie als Buch veröffentlichte. In ihrem zweiten Band ›Wie wird es morgen sein?‹ schildert sie die Ereignisse in ihrer Familie in der Zeit unmittelbar nach dem Krieg.

Johanna Reiss

# Und im Fenster der Himmel

Roman

Aus dem Amerikanischen von Inge M. Artl

Deutscher Taschenbuch Verlag

Das gesamte lieferbare Programm von dtv junior  
und viele andere Informationen finden sich unter  
[www.dtvjunior.de](http://www.dtvjunior.de)



Ungekürzte Ausgabe  
26. Auflage 2011  
1978 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

© 1972 by Johanna Reiss

Titel der amerikanischen Originalausgabe:  
›The Upstairs Room‹, erschienen 1972 bei  
Thomas Y. Crowell Co., New York, published by  
arrangement with HarperCollins Children's Books, a  
division of HarperCollins Publishers.

© der deutschsprachigen Ausgabe 2011 Deutscher  
Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München  
Übersetzung aus dem Amerikanischen: Inge M. Artl  
© der deutschen Übersetzung 1975 Benziger Verlag/  
Arena Verlag GmbH, Würzburg

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: Bernhard Förth

Gesetzt aus der Garamond Monotype 11/12 1/2

Gesamtherstellung: Kösel, Krugzell

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-07807-8

## I

Ich war sechs Jahre alt, 1938, und klein genug um in den Spalt zwischen der Wand und Vaters Sessel zu schlüpfen, der in jenen Tagen immer dicht vor das Radio geschoben wurde. Vater saß vornübergebeugt da, die Beine gespreizt, die Arme auf die Knie gelegt, das Gesicht dicht neben dem Radio. Er lauschte.

»Vater, schau mal.« Ich hielt ihm eine Zeichnung hin, die ich gemacht hatte. Er hörte zu, aber nicht mir.

»Vater, hör mal...«

Wo war dieses Österreich, das Hitler im Frühling an Deutschland angeschlossen hatte? Vater schien das nicht nett von Hitler zu finden; er schaute ärgerlich drein.

Hitler. Das war das Einzige, wovon der Mann im Radio redete. Er musste ein sehr wichtiger Mann in Deutschland sein. Warum mochte er die deutschen Juden nicht? Er mochte sie wirklich nicht, sonst hätte er sie doch in Ruhe gelassen. Das erzählte der Mann im Radio.

Warum durften Juden bloß zu bestimmten Stunden einkaufen gehen? Warum wurden sie verhaftet und in ein Lager gesteckt? War das Lager wie ein Gefängnis? Aber Holland war nicht Deutschland. Das war ein Glück! Wenn hier Deutschland wäre, würde Hitler das mit uns auch machen? Er hatte den Deutschen gesagt, sie dürften die Juden bestehlen und sogar verhaften.

Einfach so. Ich verstand das nicht. Im Radio hatten sie gesagt, dass ein junger Jude einen Deutschen erschossen hatte. Das war nicht nett. Aber dass die Leute in Deutschland durch die Straßen liefen und den Juden Angst einjagten, war auch nicht nett.

»Vater, warum...?«

»Psssst, Annie, ich muss Nachrichten hören.«

Das war die einzige Antwort, die ich in jenen Tagen von Vater bekam. Früher hatte er immer freundlich mit mir gesprochen. Wie sollte ich herausfinden, was los war, wenn er meine Fragen nicht beantwortete? Ich stand auf. Mutter würde es mir erklären. Ich ging in ihr Schlafzimmer und fragte sie, aber sie hatte schon wieder Kopfweg. Wieso kriegt man von kranken Nieren Kopfweg?

Nun, Holland war nicht Deutschland. Ich runzelte die Stirn. Aber Deutschland war nicht weit weg. Von Winterswijk bis zur deutschen Grenze waren es kaum zwanzig Minuten. Manche Bauern wohnten so nahe an der Grenze, dass ihre Kühe auf deutschem Boden weideten. Das wusste ich, weil Vater Viehhändler war und mich oft mitnahm, wenn er über Land fuhr um Kühe zu kaufen.

Ich war froh, weil wir mitten in Winterswijk wohnten und nicht so nahe bei Deutschland, dass man vom Haus aus hinüberschauen konnte. Wenn ich aus dem Fenster schaute, sah ich das Haus, in dem die Familie Callenbach wohnte. Abends winkten sie mir oft zu und riefen: »Geh wieder ins Bett oder wir sagen es deiner Mutter.«

Das machte nichts, solange sie es nicht meinen Schwestern sagten. Ich habe zwei Schwestern, Sini und

Rachel, sechzehn und einundzwanzig. Dann war da noch Marie, unser Hausmädchen, und wir alle lebten in unserem Haus in Winterswijk, weit weg von der deutschen Grenze.

Am nächsten Tag fand bei uns ein Familienrat statt. Die Callenbachs kamen auch und Onkel Bram, der Vaters Geschäftspartner war, mit seiner Frau. Onkel Phil kam ohne seine Frau, weil Tante Billa und meine Mutter nicht miteinander sprachen. Das hing mit meiner Großmutter zusammen, die bei Tante Billa und Onkel Phil lebte, aber jeden Tag zu uns herüberkam um sich bei uns über sie zu beklagen. Das wusste ich; ich hatte es selbst gehört. Wenn ich oben auf der Treppe saß, konnte ich viel verstehen. So wie jetzt. Aufgeregte Stimmen: »Wir müssen den deutschen Juden helfen, die über die Grenze kommen... Sie haben alles zurücklassen müssen... Ich habe heute mit welchen gesprochen...«

»Aber warum machen sie so etwas?« Das war Mutter.

»Weil sie Juden sind, Sophie.« Vaters Stimme klang ungeduldig.

»So etwas kann hier nicht passieren... Hier ist Holland, nicht Deutschland... hier sind wir sicher...«

»Dieser Hitler will Krieg, Sophie... Und wir sind auch Juden...«

Schritte. Ich rannte in mein Zimmer und kletterte ins Bett.

Ein paar Monate später fuhren Onkel Bram und seine Frau nach Amerika. Wir gingen zum Bahnhof um ihnen Auf Wiedersehen zu sagen. Sie hatten wohl vor, lange fortzubleiben, denn sie nahmen eine Menge Koffer mit.

Und Amerika musste weit weg sein, weil Onkel Bram sagte, Hitler würde ihn dort nicht erwischen.

»Sophie, wir sollten auch fahren«, sagte Vater.

Aber Mutter sagte, sie habe zu viel Kopfweh um auf eine Reise zu gehen, wer weiß wohin. Wir winkten, bis der Zug fast verschwunden war. Dann ging mein Vater wütend zum Auto, stieg ein, knallte die Tür zu und fuhr davon. Wir mussten zu Fuß nach Hause gehen.

Im Herbst 1939 machte Rachel ihre Lehrerprüfung. Sie fand sofort eine Stelle in einer Schule in Winterswijk. Sini arbeitete auf einem Bauernhof. Abends, wenn meine Eltern zu den Nachbarn Callenbach gingen, wollte Mutter sich über meine Schwestern unterhalten.

Aber ich merkte oben an meinem Fenster, wenn ich hinübersah, dass niemand ihr zuhörte. Alle redeten von den Deutschen, die in Polen einmarschiert waren.

Rachel erklärte mir, dass das sehr schlimm sei. So schlimm, dass England und Frankreich Deutschland den Krieg erklärt hatten. Geschah ihm recht.

In diesem Winter verbrachten die Callenbachs beinahe jeden Abend bei uns vor dem Radio, denn sie hatten selbst keines. Hitler schien auch die polnischen Juden nicht zu mögen. Er mochte sie noch weniger als die deutschen Juden. Er ließ sie einfach totschiessen und dabei hatten sie doch gar nichts getan. Warum durfte er das tun? Ich war froh, wenn Mutter mir sagte, es sei Zeit zum Schlafengehen. Im Bett konnte ich das Radio nicht hören.

»Sophie, wir können nicht mehr hier bleiben«, sagte Vater. »Wir *müssen* nach Amerika fahren. Das Radio hat gerade gemeldet, dass die Deutschen in Dänemark



und Norwegen einmarschiert sind. Sophie, sie kommen immer näher! Hast du mich gehört? Wir haben keine andere Wahl. Wir sind Juden!«

»Ja, und du weißt, dass ich mich gar nicht wohl fühle. Wie kann ich auf Reisen gehen?«

Warum musste Mutter immerzu Kopfweg haben?, dachte ich.

Vater begann außerhalb von Winterswijk ein Haus zu bauen, weil Mutter meinte, dort wären wir genauso sicher wie in Amerika. Vater wurde immer wütend, wenn sie das sagte, aber er baute das Haus trotzdem.

Und dann kam der 10. Mai 1940. Ich wachte mitten in der Nacht auf. Was für ein Lärm! Ich sprang aus dem Bett. Die Schlafzimmertüren standen auf; wo waren alle? Ich lief ins Wohnzimmer. Sie waren dort.

»Was ist los?«, fragte ich. »Was sind das für Flugzeuge?«

»Ich bin sicher, dass es deutsche Flugzeuge sind«, sagte Rachel.

»Haben wir jetzt auch Krieg?«, fragte Sini.

»Ja, jetzt sind wir an der Reihe«, murmelte Vater.

Die Grenze war östlich von Winterswijk. Warum war das neue Haus noch nicht fertig? Dort wären wir in Sicherheit. Mutter sagte das immer.

Vater stellte das Radio an. Es läutete an der Haustür und die Familie Callenbach stürzte herein. »Was sagt das Radio?... Krieg, nicht wahr?... Das habe ich euch gleich gesagt, dass sie auch hierher kommen... Was, und in Belgien und Luxemburg auch...?«

»Ich gehe zu Bett«, sagte Rachel. »Und ich bleibe im Bett, bis der Krieg vorbei ist.«

»Wie lange dauert das?«, fragte ich.

»Höchstens ein paar Tage«, antwortete Rachel.

Vater lachte, aber sein Gesicht machte mir Angst.

Als es hell wurde und der Lärm aufgehört hatte, gingen wir zum Marktplatz. Unser Haus lag nur ein paar Straßen vom Platz entfernt. Rachel hielt mich fest bei der Hand. Sie war doch nicht zu Bett gegangen. Wir begegneten anderen Leuten, die genauso verwirrt dreinschauten wie wir und dieselbe Richtung einschlugen. Der Marktplatz, auf dem zweimal in der Woche Blumen verkauft wurden, war voll von deutschen Soldaten und Panzern. Großmutter, Onkel Phil, Tante Billa und meine Kusine Hannie waren auch da. Wir schauten einander an, wortlos.

Ein paar Männer verteilten Zigaretten an die Soldaten und klopfen ihnen auf die Schultern.

»Warum machen sie das?«, fragte ich Rachel.

»Sie sind Nazis«, flüsterte sie. »Leute, die genauso wie Hitler denken. Nur werden sie hier die NSBers\* genannt.«

Ein Soldat fragte etwas. »Der kürzeste Weg nach Enschede?«, wiederholte ein NSBer. »Die erste Straße links. Da kommt ihr schnurgerade hin. Beeilt euch. Hier, nimm noch eine Zigarre für unterwegs.« Er klappte die Zigarrenkiste zu. Als er an uns vorbeiging, spuckte er uns vor die Füße.

Auf dem Heimweg fragte ich Rachel, warum er das getan hatte. Weil wir Juden sind, antwortete Rachel.

\* Naational Socialistische Beweging

Aber er war doch kein Deutscher und wieso wusste er, dass wir Juden sind?, fragte ich. Weil wir anders ausschauen, erklärte Rachel, dunkler. Rachel wusste so viel. Kein Wunder, dass sie Lehrerin war. Sobald wir zu Hause waren, wollte ich nachschauen, wie anders ich aussah.

Hitler musste ungeheuer viele Soldaten haben, denn jetzt waren sie auch in Frankreich. Aber uns passierte in diesem Sommer nichts: Es wurde nicht gestohlen, nicht geschlagen, nichts. Vielleicht konnte Hitler die holländischen Juden besser leiden als die anderen.

An warmen Abenden saß Vater wieder mit den Callenbachs vor dem Haus. »Hier wird niemand Juden verfolgen«, sagte Vater Callenbach. »Nicht in Holland.«

Aber dann überlegte Hitler sich das scheinbar doch anders und mochte die holländischen Juden auch nicht mehr leiden, denn im September durfte Vater seinen Viehhandel nicht mehr betreiben. Er las das auf einem großen Plakat, das an einem Baum auf dem Marktplatz hing. Vater sagte, es sei ihm egal, ob es verboten sei, und er fuhr weiter zu den Bauern. Aber nicht zu allen seinen Kunden; nur zu denen, die nichts gegen Juden hatten und den Deutschen nicht verraten würden, dass er noch immer zu ihnen kam und Kühe kaufte und verkaufte. Er gewöhnte sich an, jeden Tag an dem Baum vorbeizugehen und nachzuschauen, ob neue Plakate angeschlagen waren.

Anfangs Oktober kam Marie ins Wohnzimmer. »Frau de Leeuw, ich muss Ihnen etwas sagen«, begann sie ganz nervös.

»Ja?«

»Ich bin sehr unglücklich deswegen und es tut mir so Leid.«

»Was ist denn los?«, fragte Mutter mit besorgter Stimme.

»Sie waren immer freundlich zu mir, es tut mir wirklich Leid, aber mein Freund sagt...«

»Was denn?«

»Er hat Angst. Er will, dass ich von Ihnen weggehe.«

»Aber warum?«

»Er meint, ich kriege Schwierigkeiten, wenn ich weiter bei Ihnen arbeite.«

»Schwierigkeiten? Aber wieso, Marie?«

»Weil Sie Juden sind. Mir ist das egal und ihm auch; aber er meint, dass bald einige Leute nicht mehr mit mir sprechen, wenn ich bei Ihnen bleibe. Verstehen Sie das?«

»Ja«, sagte meine Mutter langsam.

Ich verstand das nicht. Warum ging Marie fort? An dem Baum auf dem Marktplatz hing kein Plakat, das so etwas befahl. Sini musste zu Hause bleiben und Mutter helfen. Sie weinte.

Im November erhielt Rachel einen Brief, der in Deutsch geschrieben war, aber sie konnte ihn trotzdem lesen. Als sie fertig gelesen hatte, fing sie an im Wohnzimmer hin und her zu rennen.

»Hör auf, das macht mich schwindelig«, beklagte sich Mutter. »Warum rennst du so hin und her?«

»Ich bin fristlos entlassen worden«, antwortete Rachel. »Aber das lasse ich mir nicht gefallen! Der Brief ist von den Deutschen, nicht von der Schule. Die Schule weiß vielleicht nicht einmal davon. Ich gehe sofort zum Rektor.«

»Was für eine Situation«, murmelte Mutter, als Rachel aus dem Haus stürmte.

Rachel hatte Recht gehabt. Der Rektor wusste nichts von dem Brief. Er war beunruhigt und es tat ihm Leid. Aber er fand auch, es wäre besser, wenn Rachel nicht mehr in die Schule käme. So stand es schließlich in dem Brief.

Ich hatte meine eigenen Sorgen in der Schule. Willy Bos, meine beste Freundin, saß nicht mehr neben mir. Ihre Mutter war in die Schule gekommen und hatte mit dem Lehrer gesprochen. Als sie gegangen war, befahl mir der Lehrer, mich in eine andere Bank zu setzen. Ganz allein. Weil ich zu viel schwatzte. Aber nach der Schule sagte Willy mir, dass sie nicht mehr neben mir sitzen durfte, weil ich Jüdin war.

»Weine nicht«, sagte Mutter. »Wir haben dich alle gern.«

Das wusste ich. Aber warum hatte Willy mich nicht mehr gern?

Vater ärgerte sich über Willy. Er kannte ihren Vater gut. Dr. Bos war Tierarzt und Vater ließ seit Jahren immer sein Vieh von ihm untersuchen.

»Sophie, je länger wir hier bleiben, desto unerträglicher wird das Leben für uns«, sagte Vater. »Mir ist es gleich, was du dagegen einwendest, aber ich schreibe an Bram und bitte ihn, er soll uns helfen wegzukommen. Wenn es nicht schon zu spät ist!«

»Wir können doch nicht einfach abreisen und das neue Haus halb fertig stehen lassen«, sagte Mutter.

Vater hörte ihr gar nicht zu. Er setzte sich hin und schrieb den Brief.

Aber es war schon zu spät. Onkel Bram konnte uns nicht mehr helfen nach Amerika zu fahren. Und die Polizei in Winterswijk weigerte sich Vater den Pass zu geben, den wir dafür gebraucht hätten.

Im Frühling 1941 trug der Baum immer mehr Plakate mit Bekanntmachungen. Juden durften nicht mehr in Hotels wohnen. Da Mutter fast immer krank war, hätten wir das sowieso nicht getan. Aber das nächste Plakat verkündete, dass Juden nicht mehr an den Strand und in die Parks gehen durften. Das war nicht gerecht. Der Strand und die Parks gehörten allen Leuten! Das Plakat sagte jedoch nichts vom Wald und rund um Winterswijk gab es viele schöne Wälder.

Diese Plakate machten Vater wütend, aber noch längst nicht so wütend wie das Plakat, dass alle Leute sich im Rathaus registrieren lassen mussten. »Alle Leute!«, brüllte er. »Nur bekommen *wir* einen Extra-Stempel in den Ausweis. Ein großes J! Ein J für Jude! Sophie, siehst du, Bram und seine Frau waren gescheit. Wirklich gescheit!«

»Ja, aber ich habe dich schließlich nicht zurückgehalten«, sagte Mutter. »Du hättest ja allein fahren können. Sogar mit den Kindern. Ich wäre hier schon zurechtgekommen.«

»Natürlich!« Vater lachte. Sein Lachen machte mir von neuem Angst.

Manchmal waren die Plakate an den Bäumen für alle Leute. Zum Beispiel, als das Essen rationiert wurde. Wir hatten damit gerechnet und lagerten eine Menge getrocknete Bohnen und Konserven im Keller.

»Was darf es sein?«, fragte ich Willy Bos.

»Erbsen? Das tut mir Leid, die kriege ich erst morgen wieder. Nehmen Sie doch für heute Bohnen, sie sind sehr gut. Sie mögen doch Bohnen, Frau Bos?«

Betrübt stellte ich die Konservendose ins Gestell. Es machte keinen Spaß mit einer nicht vorhandenen Freundin zu spielen. Die ganzen Sommerferien machten mir keinen Spaß.

Als die Schule begann, war ich in der vierten Klasse. Aber nur für wenige Wochen: Jüdische Kinder durften nicht mehr in die Schule gehen. Ich las das Plakat auf dem Marktplatz und rannte nach Hause. »Das freut mich«, sagte ich. »Ich hoffe, ich muss nie wieder hin.«

Aber in Wirklichkeit war es langweilig ohne Schule. Alle anderen Kinder gingen in die Schule. Meine Kusine Hannie ging zwar auch nicht, aber ich besuchte sie nicht gerne. Bei Tante Billa musste ich mir immerzu die Hände waschen, auch wenn sie nicht schmutzig waren. Arme Großmutter, die bei ihr leben musste. Kein Wunder, dass sie sich beklagte.

Die Ferien waren kurz. In der Nähe der Synagoge wurde eine neue Schule für alle jüdischen Kinder aus Winterswijk und der Umgebung aufgemacht.

»Ihr bekommt zwei Lehrer und du musst gut aufpassen«, sagte Vater.

Ich nickte. Natürlich passte ich gut auf. Vielleicht saß dort wieder jemand neben mir, so wie früher, ehe ich ein jüdisches Kind wurde.

Sini brachte mich ein paarmal in die neue Schule. Dann wollte ich lieber allein gehen. Ich fragte mich, was bloß

mit meinem Lehrer los war. Er lobte mich immerzu. Ich wollte, er würde das sein lassen, denn die anderen Kinder streckten mir die Zunge heraus. Jeden Nachmittag nach dem Unterricht musste ich noch eine Minute dableiben. »Hier, nimm Sini diesen Brief mit und verlier ihn nicht. Aber ich weiß, ich kann mich auf dich verlassen. Du bist ein kluges Mädchen. Und, eh... sag ihr viele Grüße.«

Sini wurde immer rot, wenn sie Herrn Herschels Brief las. »Gib ihm diesen Brief morgen früh. Aber mach ihn nicht auf!«

Was war mit den beiden los? Ich nahm mir vor Rachel zu fragen. Sie wusste es bestimmt.

Auf dem Weg zur Schule fielen mir neue Schilder an verschiedenen Geschäften, Restaurants und auch im Kino auf: »*Joden verboden*« (Zutritt für Juden verboten). Ins Kino ging ich sowieso nie. Mutter ließ mich nicht mal gehen, wenn es Mickymaus gab. »So etwas ist zu aufregend für Kinder«, sagte sie immer.

Das mit den Restaurants war schade; denn wir gingen manchmal sonntags dort essen. Früher, ehe die Schilder da hingen.

Aber das andere war viel schlimmer. Eines Tages wartete eine Gruppe Kinder aus der alten Schule vor unserer Schule. Wir gingen alle weiter und schwatzten, als ob nichts los sei und wir sie gar nicht gesehen hätten. Bis sie anfangen uns zu jagen. Wie konnten wir da noch so tun, als ob nichts los sei? Wir rannten davon. Als sie uns einholten, schlugen sie uns und gaben uns Fußtritte. Immer ein paar zusammen gegen einen von uns. Willy Bos machte auch mit. Jetzt hatte ich sie nicht



mehr gern. Ich wünschte, wir wären endlich in unserem neuen Haus.

Ich erzählte zu Hause, dass wir verfolgt und verprügelt worden waren. »Keine Angst, von jetzt an hole ich dich jeden Tag ab«, sagte Sini.

Und dann war das neue Haus fast fertig.

»Ich will nicht noch länger warten«, sagte der Vater.  
»Wir ziehen um.«

»Aber wir können doch nicht in ein Haus ziehen, in dem noch nicht einmal die Wände tapeziert sind«, beklagte Mutter sich.

»Doch, das können wir«, sagte Vater. »Und wenn du nicht mitkommen willst, dann gehen wir allein.« Er nahm den Telefonhörer ab und rief jemanden an, der den Umzug machen sollte.

Zwei Tage später hielt ein leerer Möbelwagen vor unserem alten Haus. Vater und ein fremder Mann schleppten die Möbel hinaus; der Mann machte es zuerst sehr sorgsam, bis er sah, wie Vater alles in den Wagen warf. Mutter saß auf einem Küchenstuhl und folgte den Männern, die die Möbel schleppten, mit den Blicken. Sie blieb sitzen, bis auch der Küchenstuhl verladen werden musste.

Die Familie Callenbach winkte uns nach, als wir abfuhrten. Es war fast Oktober 1941.

## 2

Das neue Haus stand für sich allein zwischen Feldern und Wiesen. In der Ferne konnte ich den Kirchturm von Winterswijk sehen. Vater brachte mir einen kleinen braunen Hund mit, Bobbie. Als er ihn mir gab, hob er mich hoch und umarmte mich, gerade so, als ob kein Krieg wäre. Nachmittags nach der Schule gingen Bobbie und ich spazieren. Statt Leuten begegneten wir Kühen. Sie fraßen immerzu. Hielten sie die Augen offen, wenn sie fraßen? Ich bückte mich um das herauszufinden. Die Kuh beachtete mich nicht einmal.

Ich stand lange auf der Wiese. Es wurde kühl. Wie spät war es? Vielleicht machten sie sich zu Hause Sorgen? Im alten Haus war das so. Einmal hatten sie sogar bei der Polizei angerufen. Aber die Polizei fand mich nicht; ich kam dann allein nach Hause um mir mehr Murmeln zu holen. Sie waren so froh, als ich kam. Vielleicht sollte ich jetzt nach Hause gehen, damit sie sich keine Sorgen machten.

Ich brauchte gar nicht erst hineinzugehen um zu hören, worüber sie sich jetzt Sorgen machten. »Sophie... Ich hätte nicht auf dich hören sollen... Amerika...«

Ich machte wieder kehrt.

Jeden Tag ging ich ein wenig weiter vom Haus weg. Ich entdeckte einen Bauernhof in der Nähe und fragte Vater danach. »Natürlich kenne ich sie«, sagte er. »Das sind die Droppers. Sie haben einen Haufen Kinder.«

»Elf«, sagte ich. »Sie sind sehr nett. Ich mag Fritz. Er ist auch in der vierten Klasse, in der alten Schule.«

»Das Kind verbringt zu viel Zeit dort und das gefällt mir nicht«, beklagte sich Mutter. »Nach dem zu urteilen, was Annie mir von ihm erzählt hat, ist dieser Fritz nicht sehr intelligent.«

»Das stimmt nicht!«, schrie ich. »Er weiß eine Menge. Er kann auf Bäume klettern und viele Sachen!«

»Schon gut, aber vielleicht solltest du wirklich nicht so oft hingehen«, sagte Vater.

Aber wohin sollte ich denn sonst gehen? Ich beschloss von jetzt an nicht mehr alles zu Hause zu erzählen. Das würde besser sein. Bei den Droppers zankte sich wenigstens niemand. Und niemand hatte immerzu Migräne.

Aber Mutter behielt doch Recht, dass wir in dem neuen Haus sicherer waren als in Winterswijk. Wir erfuhren erst am nächsten Tag, was sich dort in einer Oktobernacht ereignet hatte.

Im Morgengrauen waren deutsche Soldaten auf Lastwagen durch die Straßen gefahren. Sie hatten Listen mit den Namen und Anschriften aller Juden in der Hand. Auf jedem Lastwagen fuhr ein holländischer Polizist aus Winterswijk mit, der den Deutschen den Weg und die Häuser zeigte. Fast alle Leute schliefen noch. Viele Männer waren im Schlafanzug, als sie die Haustür öffneten. Man befahl ihnen sich anzukleiden und sich dabei zu beeilen; der Lastwagen wartete und die Deutschen sagten, sie hätten noch mehr zu tun. Die Soldaten schnitten die Telefonleitungen in den Häusern durch, damit niemand gewarnt werden konnte.

Sie kamen auch zu unserem alten Haus. Der Polizist sagte ihnen nicht, dass wir umgezogen waren. Als die Soldaten sahen, dass das Haus leer war, liefen sie zur Familie Callenbach. Sie nahmen die Eltern nicht mit; nur den großen Sohn.

»Vater, warum haben die Deutschen alle Männer geholt?«, fragte ich.

Niemand wusste das genau, aber wahrscheinlich wurden sie nach Mauthausen geschickt, erklärte Vater mir. Mauthausen war in Österreich und es waren schon viele Juden dorthin geschickt worden; deutsche, österreichische und polnische Juden. Man nannte das ein Konzentrationslager, dieses Gefängnis, und die deutschen Soldaten durften die Juden dort schlagen, so viel sie wollten.

Warum hatte ich Angst, als ich am nächsten Tag auf dem Schulweg in Winterswijk an drei deutschen Soldaten vorbeigehen musste? Mich würden sie nicht schlagen. Ich war ein Kind. Aber ich machte die Augen fest zu, als ihre Stiefel dicht neben mir waren. Sie knallten so laut auf dem Pflaster.

Frau Callenbach kam mit einer gelben Postkarte zu uns. »Bitte, was heißt das?«, fragte sie Rachel. »Unser Sohn hat geschrieben, aber in Deutsch, und wir verstehen es nicht.« Ihre Hand zitterte, als sie Rachel die Karte gab.

»Ich bin seit dem 10. Oktober in Mauthausen«, stand da in Schreibmaschinenschrift. »Ich bin Nummer 5562, Baracke B.« Oben links in der Ecke war aufgedruckt: Nur Deutsch schreiben. Briefmarke für Antwort beilegen.

»Rachel ist so tüchtig, sie kann so gut Deutsch«, sagte Mutter stolz.